

Alicia stand auf und ließ sich von ihm in die Jacke helfen. Auf dem Weg zur Tür verlor sie das Gleichgewicht und stieß gegen den Tisch mit Besteck, Serviettenhaltern und Gläsern, die zu Boden fielen. Der Präsident legte den Arm um ihre Taille, und sie genoss es, seinen festen Griff zu spüren.

Ratko stand am Tresen und verfolgte ihren alles andere als eleganten Abgang. Aber sie dachte gar nicht daran, seinen Blick zu erwidern. Sie konnte verdammt noch mal machen, was sie wollte. Sein Job war es, den Schnaps einzuschenken und die Klappe zu halten.

Der Deckenventilator rotierte mit Höchstgeschwindigkeit. Das Wummern ließ Alicia aufblicken. Der Raum drehte sich wie in einem Kaleidoskop. Hinter ihr wollte der Aushilfslehrer am langen Tisch wissen, was die Hauptstadt von Kolumbien war.

Alicia legte die Hand an ihren Mund und rief durch den Raum: »Bogotá!«

Dann verließ sie die Pizzeria Palermo und trat in die Winterkälte.

4.

John hielt die Kellnerin mit einem diskreten Kopfschütteln davon ab, an den Tisch zu kommen. Die Unterhaltung war nicht für fremde Ohren bestimmt, und sie durfte auch nicht sehen, wie er die Dienstwaffe wieder in das Schulterholster unter seiner Jacke steckte.

»Warum vertraust du mir nicht?«, fragte Trevor, ohne ihn aus den Augen zu lassen.

»Würdest du es an meiner Stelle tun?«

»Vielleicht nicht«, gab er zu. »Paranoia ist die Hölle, wenn man sie einmal zulässt.«

John wusste, dass sein Freund aus Erfahrung sprach. Vor einem Jahr waren beide noch beim FBI gewesen und hatten ein nigerianisches Drogennetzwerk in Baltimore infiltriert. Jeder Tag ein Kampf gegen die Angst, entlarvt zu werden. Trotzdem hatte Trevor es geschafft, seine Rolle so gut zu spielen, dass er zur rechten Hand des Anführers geworden war. Das sagte etwas über seine einzigartige Fähigkeit aus, sich zu verstellen und Vertrauen zu gewinnen.

»Bist du allein hier?«, fragte John.

»Ja, natürlich. Was glaubst du denn? Dass Ganiru mich geschickt hat?«

Das war sein Name. Ganiru Okeke. Der Anführer des Drogennetzwerks, der aufgrund der Zeugenaussagen von John und Trevor bei einem Prozess im vergangenen Herbst zu sieben Jahren Gefängnis verurteilt worden war.

»Kein so abwegiger Gedanke, oder?«, meinte John. »Dass er dich benutzt, um mich zu finden.«

Der Freund seufzte resigniert. »Ist es okay, wenn ich etwas zu trinken bestelle, oder glaubst du, die Kellnerin wird dir den Korkenzieher in den Hals bohren?«

»Klar, mach nur«, sagte John in dem Wissen, dass er selbst genauso auf die Einwände reagiert hätte. Er hätte das Misstrauen zerstreut, indem er es ins Lächerliche zog. Hätte die Bedrohung verharmlost und Ganirus Männer als Hirngespinnst dargestellt.

Trevor winkte die junge Frau herbei und erklärte ihr, dass sie mit dem Essen noch warten wollten, er aber gerne ein Bier trinken würde. Als sie zum nächsten Tisch weitergegangen war, beugte er sich vor.

»Okay«, sagte er. »Lass es uns von Anfang an durchspielen, damit ich es kapiere. Bevor wir nach dem Prozess getrennt wurden, habe ich zwei Konten in einem verschlüsselten E-Mail-Dienst eingerichtet. Warum habe ich das in deinen Augen getan?«

»Damit wir aus der Ferne miteinander in Kontakt bleiben können, trotz unserer neuen Identitäten.«

»Hier hattest du also noch keinen Verdacht?«

John schüttelte den Kopf.

Trevor schob die Kerze weg, damit er sich nicht an der Flamme verbrannte. »Ich hätte nicht gedacht, dass du mir schreiben würdest«, sagte er.

»Das hatte ich auch nicht vor.«

John erinnerte sich an die Ermahnungen seines damaligen Chefs. Wer am Zeugenschutzprogramm teilnahm, musste bereit sein, sein früheres Leben vollständig hinter sich zu lassen. Jeder Kontakt war ein potenzielles Sicherheitsrisiko.

»Warum hast du deine Meinung geändert?«

»Aus demselben Grund, aus dem du ursprünglich unsere beiden E-Mail-Konten eingerichtet hast.«

Trevor nickte und sah ihn ernst an. Für einen Moment spürte John wieder die starke Bindung zwischen ihnen. Das besondere Band, das sich entwickelt hatte, weil sie Ganirus Terrorherrschaft aus nächster Nähe gesehen hatten und wussten, wie groß das Gewaltpotenzial des Drogendealers war. Wer von einem solchen Mann verfolgt wurde, brauchte einen Freund, der nachvollziehen konnte, wie es war, nie wieder eine ganze Nacht durchzuschlafen.

Die Kellnerin brachte das Bier.

»Ich halte dieses Ratespiel nicht mehr aus«, sagte Trevor, als sie wieder weg war. »Wann genau soll ich dich deiner Meinung nach verraten haben?«

John musterte sein verständnislos dreinblickendes Gegenüber. »Du hast es nicht freiwillig getan«, sagte er. »Ich denke, die Verfolger haben dich dazu gezwungen.«

»Die Verfolger?«

»Ja, die Auftragskiller, die Ganiru bezahlt, um nach uns zu suchen. Ich weiß nicht, wie sie dich gefunden haben, ich weiß nur, dass sie es geschafft haben.«

Trevor sah aus, als würde er sich verschlucken. »Nein, verdammt ...«

»Warte«, unterbrach John ihn und fuhr fort: »Sie haben deinen Computer durchsucht und die E-Mails gefunden, die wir uns geschickt hatten. Weil wir darin nie gesagt haben, wo wir waren, haben sie mir in deinem Namen geschrieben.«

»Also glaubst du, dass das hier ...« Trevor legte eine Hand auf seinen Bauch. »... nur ein Bluff ist. Dass mein Dickdarm nicht von Tumoren zerfressen ist.«

John erinnerte sich daran, was für ein brillanter Schauspieler der Mann war, der ihm gegenüber saß. »Ja«, sagte er. »Genau das denke ich.«

»Aber dann verstehe ich nicht ... Warum hast du mich herkommen lassen?«

»Weil ich ein naiver Idiot bin, der den Köder von dem angeblich krebserkrankten Freund geschluckt hat, der sich noch einmal treffen und tränenreich verabschieden wollte. Erst letzte Nacht wurde mir klar, dass etwas nicht stimmt. Ich habe deine alten E-Mails gelesen und kleine Abweichungen im Stil festgestellt, die ausgerechnet zu dem Zeitpunkt einsetzten, als du Magenprobleme bekamst.«

»Und das sind deine Beweise«, sagte Trevor. »Meine schlechte Grammatik und die miese Rechtschreibung.«

»Die letzten E-Mails stammen nicht von dir, da bin ich mir sicher«, sagte John, merkte aber, dass seine Überzeugung schwand.

»Jetzt lass mal den Mist und nutz deinen gesunden Menschenverstand. Wenn es so ist, wie du sagst, warum liege ich dann nicht auf dem Grund eines Sees? Die Verfolger hätten doch nichts mehr von mir, oder?«

Auf diese Frage hatte John keine vernünftige Antwort. Er hatte geglaubt, Trevor wäre tot, und war nur ins Restaurant gekommen, weil er noch einen kleinen Funken Hoffnung gehabt hatte. Solange es eine theoretische Möglichkeit gab, dass Trevor noch lebte, war es seine Pflicht. Das bloße Auftauchen seines ehemaligen Kollegen hatte jedoch nicht ausgereicht, um sein Misstrauen zu zerstreuen, und jetzt fühlte er sich wie ein paranoider Verräter.

»Verdammt, John, ich weiß nicht, was ich sagen soll, damit du mir glaubst.« Trevor hob sein Bierglas und studierte die Flamme der Kerze durch das bernsteinfarbene Getränk.

Die Mauer des Schweigens zwischen ihnen war undurchdringbar. Wieder ließ John den Blick durch den Raum wandern. Die Männer, die er als potenzielle Bedrohung ausgemacht hatte, saßen immer noch an ihren Plätzen und schienen das Essen und Trinken zu genießen.

»Möchtest du, dass ich gehe?«, fragte Trevor.

Als John nicht antwortete, stand er auf und zog die Brieftasche aus der Gesäßtasche seiner Hose. »Ich hoffe, das ist genug«, sagte er und warf einen Hundertkronenschein auf den Tisch. »Ich weiß nicht, was ein Bier in Schweden kostet.«

Trevor war schnell beim Ausgang. Die kleine Glocke über der Tür läutete, als er das Restaurant verließ, und ein Hauch von Winterkälte fegte durch den Raum. Draußen auf dem Bürgersteig schlug er den Kragen seiner Jacke hoch und setzte die Mütze auf seinen kahlen Schädel.

Ohne dass John begriff, was ihn dazu antrieb, sprang er auf, schob sich an dem Paar am Fenstertisch vorbei und klopfte gegen die Fensterscheibe. Trevor hielt inne und sah zu ihm. Ein paar Sekunden lang standen sie nur da und starrten sich an. Dann gab John seinem Freund mit einem Wink zu verstehen, dass er wieder ins Warme kommen sollte.

Als sie sich erneut gegenüber saßen, erschien die verwirrte Kellnerin und fragte mit gerunzelter Stirn: »Brauchen Sie den Tisch noch? Es warten nämlich noch andere Gäste an der Bar.«

»Ja, wir würden gerne etwas essen, oder?«, sagte John mit einem fragenden Blick zu seinem Freund.

Trevor griff nach der Banknote und ließ sie in der Hosentasche verschwinden. »Auf jeden Fall.«

Sie bestellten einen großen Tapas-Teller zum Teilen. John hielt sich an Mineralwasser, während Trevor ein weiteres Bier bestellte.

»Der Arzt möchte, dass ich auf Fleisch und andere schwer verdauliche Lebensmittel verzichte. Aber irgendwas kann ich sicher essen.«

»Nimm du zuerst, ich esse einfach, was übrig bleibt«, sagte John.

Es widerstrebte ihm, den Krebs als Wahrheit zu akzeptieren, aber im Moment gab es keine Alternative. Wenn er wieder Misstrauen zeigte, wäre das Gespräch beendet.

»Weiß Minette, dass du krank bist?«, fuhr er fort und sah im Geiste Trevors Ex-Frau vor sich. Er hatte sie nie getroffen, aber die Fotos einer unerwartet jungen Frau mit Rasta-Zöpfen und wachem Blick gesehen, die sein Freund ihm in Baltimore gezeigt hatte.

»Nein, wir haben keinen Kontakt. Ich habe meinen Ansprechpartner beim FBI gebeten, sie wissen zu lassen, wenn ... ja, wenn es vorbei ist.«

Seine Trauer war nicht zu übersehen. Sie strömte aus jeder Pore des voluminösen Körpers. Seine Frau hatte während der Infiltration ihr erstes Kind zur Welt gebracht. Trevor war davon ausgegangen, dass die drei gemeinsam ein neues Leben beginnen würden. Aber Minette wollte etwas anderes. Sie reichte die Scheidung ein und verschwand mit ihrer Tochter in einem eigenen Schutzprogramm.

»Kann man denn wirklich nichts gegen die Tumore tun?«, fragte John.

»Nein, der Krebs hat bereits gestreut. Er sitzt in der Leber und in den Lymphknoten. Der Zug ist abgefahren.«

»Was sagt der Arzt? Wie viel Zeit hast du noch?«

»Sechs bis acht Monate. Wenn ich mit der Chemotherapie weitermache.«

»Und ohne?«

»Deutlich kürzer.«

»Also setzt du die Behandlung fort?«

Trevor schüttelte langsam den Kopf. »Und versuch nicht, mich zu überzeugen«, sagte er. »Die Scheiße fesselt mich ans Bett, und ich muss mich tagelang übergeben. Da lebe ich lieber kürzer und kann mich dafür auf den Beinen halten.«

John wollte nach der Tochter fragen. Ob Trevor über seinen Kontaktmann wenigstens ein paar Berichte über sie bekam. Stattdessen lenkte er das Gespräch in eine andere Richtung. Weg von dem Krebs und der zerbrochenen Familie.

»Wo hast du in den letzten Monaten gelebt?«, fragte er.

Trevor verzog die Lippen zu einem Lächeln. »Auf Bali.«

»Na klar. Das dachte ich mir. Strände und Cocktails.«

»Ja, und Bräute in Bikinis. Dort hätte ich dich brauchen können. Wir wären ein tolles Team gewesen. Du hättest die heißen Mädchen abgeschleppt, und ich hätte die Verschmähten aus der zweiten Reihe getröstet.«

John musste über den geschmacklosen Witz des mehr als zehn Jahre älteren Kollegen lachen. In Baltimore hatte Trevor ihn einen »Jungen« genannt, obwohl er vierunddreißig war, und ihn wegen seiner Eitelkeit verspottet. In vielerlei Hinsicht waren sie auch die äußeren Gegensätze des anderen. John achtete sorgfältig auf seinen Körper und trug immer gut geschnittene Anzüge, während sein Freund etwas übergewichtig war und seine Klamotten im Schlussverkauf besorgte.

»Und was ist mit dir?«, erkundigte Trevor sich. »Warum bist du in diesen Winkel der Erde gezogen?«

John widerstand dem Impuls, die Wahrheit zu sagen. Dass er seine ersten zwölf Lebensjahre in Karlstad verbracht hatte und immer noch anständig Schwedisch sprach. Diese Geschichte musste warten, bis er absolut sicher war, dass er seinem Freund trauen konnte.